



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Bücher

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gebildeten Kranken“ im Deutschen mit ähnlichen Bildungen wiederzugeben, läßt die reiche deutsch-maffaronische Dichtung, der so manche humoristische Wirkungen gelangen, außer acht.

Großen Gewinn hat diese Molière-Biographie davon gehabt, daß ihr Verfasser zuvor eine Shakespeares geschrieben hat. Durch das ganze Werk zieht sich der Vergleich von Molière mit Shakespeare, der überall aufs beste dazu dient, Licht auf das Thema zu werfen. Ganz besonders auch möchte ich die feinen Bemerkungen über das Verhältnis des Dichters zu den sein Schaffen anregenden Quellen und den Moment der Konzeption hervorheben: „Der Stoff ist für den Dichter das äußere Geschehnis; zum Kunstwerk erhebt er sich, indem er sich mit dem inneren Erlebnis kreuzt. Die Lektüre des spanischen Dramas „Der Ehemann macht die Frau“ enthüllt Molière blickartig die Möglichkeit, seine persönlichen Gedanken über Liebe und Ehe darzustellen . . . das ist der Moment der poetischen Konzeption. Er entschleiert dem Dichter die idealmögliche Gestaltungsfähigkeit des Stoffes, er zaubert ihm eine traumhafte Vision vor, der die Ausführung in langsamer, mühevoller Arbeit nahe zu kommen sucht. In der Konzeption liegt das Geheimnis des poetischen Schaffens. Wenn wir den Quellen eines Dramas mit dem größten Eifer nachspüren, so geschieht es nicht, um festzustellen, dieses oder jenes Buch hat (habe) der Verfasser gelesen, sondern weil wir durch den Vergleich des Rohstoffes mit dem fertigen Kunstwerk hoffen, in die Seele des Schöpfers selbst einzudringen und ihn psychologisch zu begreifen.“ Diese Worte gelten für das ganze Buch: in solchem Sinne ist es geschrieben. Gelegentliche Nachlässigkeiten der Sprache (wie auch im Zitat eine angedeutet wurde) wiegen neben den großen und reichen Vorzügen leicht. Als Ganzes wird es zweifellos ebenso dankbar aufgenommen werden wie die Shakespeare-Biographie und noch wertvolleren Dienst tun: weiteren Kreisen einen Dichter näher zu bringen, dessen Name in aller Munde ist und dessen Werke doch kaum einer von tausend Gebildeten kennt.

Otto Hauser



Neue Bücher



In einer Zeit, die manches schöne Talent niedergehn sah, das einst Hohes und Großes zu versprechen schien, ist es eine doppelte Freude, die stetige Entwicklung einer Künstlerin wie Ricarda Huch zu beobachten. Fast bei jedem ihrer größeren Werke erschien sie wie eine Abgeschlossene, die ihr Ziel erreicht hat, und noch jedesmal hat sie dann nach kürzerer oder längerer Pause durch ein neues Werk überrascht, das sie in immer wieder über sich hinausweisender Entwicklung zeigt. Dabei ist in dieser weiblichen Natur nichts Sprunghaftes, keine Effekthascherei, keine Sucht nach dem unbedingt Neuen und gar nach dem Verblüffenden. Hat man wieder ein neues Werkstück mit Ricarda Huch gemacht, so erscheint einem die nun gewonnene Aussicht als das Natürlichste von der Welt — immer ein Zeichen echter künstlerisch-menschlicher Entwicklung. Das zuletzt hier von mir besprochene Buch der Frau Huch, die russische Geschichte „Der letzte Sommer“, war nur eine leichte Zwischenarbeit —

ihr ganzes Sinnen und Sehnen gilt ja seit Jahren den Einheitsbestrebungen Italiens, dem Zeitalter Garibaldis. In ihren „Geschichten von Garibaldi“, deren dritter Teil noch aussteht, hat sie in einer Art von romantischem Impressionismus kleine Bilder von wundervoll echter Färbung und Tönung zu einem Fries aneinandergereiht, der in lebendiger Anschauung und mit dichterischer Durchdringung Garibaldi, und was um ihn lebt, zeigte. Im weiteren Ablauf dieser Studien aber hat Ricarda Huch nun einen ganz andern Stil gefunden. Das heroische Zeitalter der Erhebung, wie es eben Garibaldi kennzeichnet, verlangte in ihrem Sinn die ungefüge, vielfach abkürzende Darstellung an einzelnen Bildern; die dumpfen Jahre vor dem Ausbruch, da Kaiser Franz väterlich-tyrannisch, beschränkt-schlaue Oberitalien beherrschte und die mehr in den Köpfen als in den Schwertern lebende Bewegung erstickte, diese Jahre des „Risorgimento“ brauchten einen gehalteneren Stil. Was vor sich ging, ging ja viel verschwiegener vor sich als in den späteren Kämpfen, und die auftretenden Naturen wurden gezwungen, vielfach mehr Dulder, oft helbische Dulder als handelnde Gelben zu sein. In dem Buch „Das Risorgimento“ (Inselverlag, Leipzig) gibt nun Ricarda Huch sieben Porträts aus dieser Zeit. Unter ihnen den Dichter Silvio Pellico, Kaiser Franz und den Ankläger in den großen Verschwörungsprozessen, Antonio Salvotti. Fast leidenschaftslos erscheint hier nach den bunten Szenen des Garibaldi-Buchs die Darstellung, und doch lebt in den ruhig aneinandergereihten Sätzen die ganze unterdrückte Leidenschaft der Jahre, rauscht an unsre Ohren der beherrschte Pulsschlag der Männer, die ein kleinlicher Henker so lange einsperrte, bis die Festungshaft, deren kleinste Schritte er selbst regelte, Leib oder Geist gebrochen hatte. Der eine der hier aufgerollten Lebensläufe, der des Grafen Federico Confalonieri, hat Ricarda Huch so sehr angezogen, daß sie seinem Schicksal ein ganzes Werk „Das Leben des Grafen Federico Confalonieri“ (im selben Verlage) gewidmet hat, ein außerordentliches Buch von größter Schönheit in seinen Abmessungen, geschrieben in einem klaren historischen Stil, der auf jeder Seite die Dichterin verrät, ein Mittel Ding zwischen Historie und Poesie — im ganzen doch wohl bei aller geschichtlichen Treue eine Dichtung. Man darf bei dem Eindruck, den ein solches Werk macht, ja nicht vergessen, daß dieser führende Mann des „Risorgimento“ uns Deutschen, wenn wir nicht Historiker sind, ziemlich fernsteht, daß wir mit ihm nicht wie mit den Namen Garibaldi, Mazzini oder Cavour einen festen menschlichen Begriff verbinden. In diesem Buch tritt er uns mit jedem seiner Schritte näher, wir leben voll mit ihm mit, verstehen seine Haltung bis zum Prozeß, im Prozeß, die sich klärende Weisheit seiner geprüften Seele während der Gefangenschaft auf dem Spielberg, seine Ablehnung der Flucht, endlich sein schweigsames Ende in der spät wieder erlangten Freiheit. Wir meinen Gebärde und Miene, jeden Blick des jungen, blühenden und des alten, welken Grafen zu sehn; dieser uns fast fremde italienische Politiker ist uns nun eine vertraute Erscheinung, tritt neben die Gestalten, die uns Ricarda Huch rein aus ihrer Phantasie heraus in den Jahren ihrer früheren Kunst geschenkt hat.

Ricarda Huch ist eine Dichterin, die ich mir wenigstens nicht alt vorstellen kann und die wohl auch nach zwanzig Jahren immer noch jung sein wird. Marie von Ebner-Eschenbach, die im Herbst ihr achtzigstes Lebensjahr vollendete, kann ich mir nicht recht jung vorstellen, wie sie denn auch erst als eine Fünfunddreißig-

jährige ihre ersten Erzählungen veröffentlicht hat. Man kann bei ihr von Abwandlungen des Stils in den Jahrzehnten ihrer schriftstellerischen Tätigkeit kaum sprechen: es ist alles von demselben reifen Menschen geschrieben, der flug beobachtet und sich bemüht, aus seinem aristokratischen Umkreis heraus auch ganz andre Schicksale und Sphären zu erfassen. Auch das neue Buch der Baronin, „Genrebilder“ (Berlin, Gebrüder Paetel), hätte vor Jahren erscheinen können, könnte zwischen älteren und ältesten Arbeiten seiner Verfasserin stehen. Ich glaube, daß man Marie von Ebner-Eschenbach in vielem weit überschätzt hat und halte insbesondere ihre Romane, auch das berühmte „Gemeindekind“, keineswegs für Meisterwerke. Ihr Bestes steckt in kleineren Erzählungen, ganz besonders in den Dorf- und Schloßgeschichten. Da kann die Sprödigkeit des Ausdrucks und die eigentümliche Härte der Schilderung im kleinen Rahmen Vollendetes bringen, während zu den breiten Bildern des Romans Phantasie, Weichheit, kurz die eigentlichen Gaben einer Dichterin fehlen. Das neue Buch gehört zu den Sammlungen kurzer Stücke und zeigt da das, was schließlich im Schaffen der Frau von Ebner-Eschenbach doch wohl das Geheimnis des Erfolges war: die große Güte einer alles verstehenden weiblichen Natur. Die hat immer wieder die Herzen gewonnen, wie sie uns hier insbesondere aus der letzten Erzählung „Das tägliche Leben“ wieder gewinnt. Mit einer echt weiblichen Kunst gelingt es Marie von Ebner-Eschenbach da, aus einem einzigen Erlebnis ein ganzes Dasein zu rekonstruieren, von dem sie nur ein paar Tage miterlebt hat und dessen jäher Abschluß durch einen Selbstmord allen rätselhaft bleibt. Sie allein begreift, warum eine scheinbar vollkommen glückliche Frau am Vorabend ihrer silbernen Hochzeit ihrem Leben ein Ende macht — die ist der Lüge satt und will nicht ihre jahrelange Qual als ein dauerhaftes Glück gefeiert sein. Die klaren Augen eines reifen Menschen, einer Frau, die lange gelebt und vieles gesehen hat, schauen uns über dieser wie über den andern Geschichten des gehaltvollen Buches an.

Ein Frauenleben, das sich nach karglichem Beginn zu tragischem Leid und dann doch zu einem nahezu romanhaften Erfolge erhob, lernen wir aus einem prächtigen Buch jüngster Zeit kennen, „Amalie Dietrich“, ein Leben, erzählt von Charitas Bischoff (Berlin, G. Grote). Amalie Dietrich ist die Tochter eines armen sächsischen Beutlers, heiratet jung einen Naturforscher aus der berühmten Familie der Dietrichs, macht in der Ehe schlimme Erfahrungen, die sie mit ihrer kleinen Tochter aus dem Hause nach dem Orient zu Verwandten führen, lernt aber zurückgekehrt, bei ihrem begabten Mann ausgezeichnet die Bestimmung aller Pflanzen der deutschen Flora. Einen Karren ziehend, gelangt sie sammelnd durch ganz Deutschland und Holland, quält sich um armseligen Lohn, bis sie beim Verkauf von Sammlungen in Hamburg zufällig ins Godeffroy'sche Haus gerät. Godeffroy legte damals große Sammlungen an, die er später dem hamburgischen Staat für ein naturhistorisches und ein ethnologisches Museum überließ. Ihrer Tochter zuliebe, für die der kranke Mann nichts mehr schaffen kann, geht Amalie nun in Godeffroy's Auftrage für zehn Jahre nach Australien und sammelt dort mit Umsicht und einer von allen Gelehrten bewunderten Exaktheit und Kenntnis Pflanzen, Tiere und Gegenstände der Völkerkunde. Nach einem heldenhaften Leben voller Entbehrungen und reichster wissenschaftlicher Ausbeute kehrt sie nach Hamburg zurück, um hier, allgemein anerkannt, in der Nähe ihrer Sammlungen ihr Leben

zu beschließen. Kurz vor ihrem 1891 erfolgten Tode ward ihr, deren Name in der Benennung mehrerer Pflanzen weiterlebt, eine sie tief ergreifende Ehre: auf einem Berliner Kongreß für Anthropologie waren Frauen nicht zugelassen. Da sie gelesen hatte, daß dort auch über Australien gesprochen werden sollte, fuhr sie nach Berlin und bat um Einlaß, den die Diener ihr verweigerten. Da sah sie der Vorsitzende, der Gründer der deutschen Seewarte, der berühmte Georg von Neumayer, führte sie durch die Reihen der Anwesenden und sagte: „Frau Dietrich erbittet sich einen Platz in irgendeinem Winkel; ich denke, ihr gebührt ein Ehrenplatz in dieser Versammlung.“ Das Buch, das diesen Lebensgang schildert und auch zahlreiche Briefe von Amalie Dietrich bringt, ist ein Hausbuch im allerbesten Sinn des Wortes, spannend auf jeder Seite, voll echten menschlichen Gehalts und treu in der Schilderung eines Schicksals, dessen Ertragung und Überwindung durch diese schlichte Frauennatur vorbildlich wirkt. Der Buchschmuck von Hans Kurth ist sehr reizvoll der Erzählung angepaßt.

Eine für Deutschland neue englische Schriftstellerin, die unter dem Decknamen Mrs. Little schreibt, hat ein feines und liebenswürdiges Buch, „Die Dame mit dem Orden“, herausgegeben, das nun (bei Wilt. Grunow in Leipzig) in deutscher Übersetzung von Gertrud Bergmann vorliegt. Die Schicksale der jungen Amerikanerin, die nach schweren Erlebnissen für einige Jahre an eine japanische Missionschule geht, erinnern in der Art dieser brieflichen Darstellung ein wenig an die „Briefe, die ihn nicht erreichten“ von Elisabeth von Heyking. Es ist viel Welt in ihnen und dabei viel jugendliches und liebenswürdiges weibliches Empfinden. Außerdem profitiert das Buch vom Milieu, denn es spielt bis in den Russisch-Japanischen Krieg und bringt eine Menge hübscher Schilderungen aus dieser Umwelt. Derselbe Verlag bringt wiederum einen der leicht humoristischen, fein erzählten Romane des Dänen Palle Rosenkrantz, „Der rote Hahn“ (deutsch von Ida Jacob-Anders). Ich empfinde in Rosenkrantz' Art ein wenig von der unsres schleswig-holsteinischen Erzählers Timm Kröger, der freilich ein größerer Poet ist. Die Werke dieses Autors, wie auch etwa die von Sophus Bauditz, haben für uns Deutsche, die wir in den letzten Jahrzehnten so viel skandinavische Literatur kennen gelernt haben, den besondern Wert, daß sie uns neben der jüngern auch die ältere dänische Literatur zeigen, eine gehaltene, feine Kunst ohne besonders überraschende Lichter und Töne, aber voll Geschmaek und Humor. Freilich erscheinen diese Tinten blaß gegenüber denen der jungen Talente, und unter diesen wirkt niemand überraschender als Tage Mabelung, der dänisch schreibende Schwede, und Johannes V. Jensen. Dieser Dichter bedeutet nicht nur in Schweden, sondern überhaupt in unsrer gegenwärtigen Literatur etwas ganz Neues — er verbindet die starken nordgermanischen Elemente seiner Natur mit dem in Amerika eingesogenen Rhythmus eines ohne historische Überlieferung doppelt rasch fortschreitenden Lebens, und er bringt dazu eine unbefangene, auf feiner Rassenpsychologie begründete Anschauung, die sich fast auf die ganze bewohnte Erde erstreckt. Seine letzten Bücher „Exotische Novellen“ und „Mythen und Sagden“ (beide bei S. Fischer in Berlin) gehören zu den aufregendsten Büchern der letzten Jahre, aber zweifellos auch zu den talentvollsten. Jensen fehlen nicht geradezu kriminalistische Elemente, die wir übrigens aus der Entwicklung des deutschen Realismus nur zu gut kennen; seine beiden Romane „Madame d'Ora“ und „Das Rad“ drehn sich geradezu

um Mordtaten, und auch in den „Erotischen Novellen“ kommt derartiges immer wieder in die Höhe. Aber es ist im Grunde nebensächlich, woran sich die Phantasie Ssens klammert, weil der Reiz seiner Dichtungen darin besteht, wie er den Rhythmus auffängt, der in dem Blut des einzelnen unter dem Takt unfres ganzen Lebens wogt. Eine Gestalt wie der Kuli Hoang Tschin Fo, der alte Nickshawführer in Singapur, der den begehrten jungen Konkurrenten ermordet, vergiftet sich nicht so bald. Oder der Spaziergang, den die beiden Judenkinder in der Erzählung „Der kleine Masverus“ durch die Tunnel der Untergrundbahn machen, während über ihnen New York tobt, an ihnen die Züge vorbeirasen. Und dabei haben wir eben miterlebt, wie der Vater der Kinder bei einer Panik in New York ums Leben kam, bei der „viele Menschen buchstäblich die Häusermauern hinaufgespritzt wurden“. Ssens Kunstmittel sind eine scheinbare Gelassenheit bei Erzählung atemraubender Vorgänge, eine manchmal mikroskopisch treue Wiedergabe kleiner, von andern gar nicht beobachteter Vorgänge (zum Beispiel „Das Ungeziefer“ in den „Mythen und Sagden“), eine Ironie, die aber nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern zur rechten Zeit voller, männlicher Ernst wird. Diese seltsame Mischung aus ganz modernen Bausteinen und fast barocken Manieren alter Zeit raubt Ssens Romanen manchmal die Wirkung; er möchte gern ruhig erzählen, und gerät dadurch hart an die Grenze der Langeweile. Um so glänzender bewährt sich diese Begabung in der Novelle und der Skizze. Er ist oft kapriziös, aber doch nie gesucht, immer geistreich und immer farbig; man glaubt ihm in diesen kurzen Stücken jedes Wort und fühlt sich mitgerissen, man denkt an den Amerikaner Poe und findet doch hinter allem eine ganz dänische Natur. — Die Übersetzung beider Stücke durch Julia Koppel ist meisterhaft, ganz und gar künstlerisch.

Über Gustav Falke habe ich vor kurzem an dieser Stelle ausführlich gesprochen. Jetzt liegt unter dem Titel „Die Auswahl“ (Hamburg, Alfred Sanffen) eine Auslese der schönsten Gedichte aus den sieben Bänden seiner Meisterschaft vor, in schönem und würdigem Druck und Einband — nur die drei grotesken und unverständlichen Bilder dürften fehlen. Der ganze Umfang von Falkes lyrischer Kunst tritt dem Leser hier entgegen, in ruhiger Steigerung baut sich seine Liebeslyrik, die Stimmung seines stillen Hauses, die verhaltene Tragik schwerer Kämpfe hier auf. Falkes feiner Humor fehlt nicht, Kindergedichte sind hier und da eingestreut — im ganzen ist es ein Meisterbuch, wie wenige heutige Lyriker es auf der Höhe ihres Schaffens zusammenstellen könnten.

Carl Busse hat den Ertrag seiner letzten Jahre zu einem Gedichtbuch „Heilige Not“ gesammelt (Stuttgart, Cotta). Ich empfinde gegenüber dieser ernsten und gewichtigen Gabe etwa, als ob ich Busse etwas abzubitten hätte. Ich glaube doch, daß man ihn allgemein unterschätzt, und muß selbst ein früher abgegebenes Urteil, daß er sich nicht recht entwickelt hätte, umstoßen. Ihm ist in diesen Jahren der Vers schwerer und voller geworden, ohne dabei an Grazie einzubüßen. Aus dem Jüngling seiner ersten Gedichte ist der Mann geworden, dessen Träume um die Zukunft der Seinen und um den Allseiger Tod gehn.

Sprich, was hab' ich für Gewinn,
Wenn ich mich unsterblich preise,
Der ich doch mit jedem Kreise
Immer auch ein andrer bin?

Nirgends aus durchmess'nem Tal
 Lodern mir Erinnerung'sfeuer,
 Und ich bin ein Fremder, Neuer,
 Und ich leb' zum erstenmal.

Er empfindet nun das rätselvolle Schließen des Kreises, der seltsam Tod und Leben tauscht:

Ich war ein Kind, ich ward ein Greis,
 Ich lieg' schon längst, wo Efeu rauscht.

Und Augen, die nicht meine sind,
 Schaun sehnlich in den goldnen Schein:
 Wie schön er heut mein Grab umspinnt
 Und meines Entfels Glas und Wein.

Abgesehn von dem Zyklus „Irrende Liebe“, der nicht auf der Höhe des Ganzen steht, ist wirklich viel heilige Not in diesem Buch, und Busses Persönlichkeit gewinnt ein neues, ernstes, durchgeistigtes Profil.

Auch Carl Hauptmanns Lyrik, die lange nicht mehr erhältlich war, liegt nun in der zweiten Auflage des Werkes „Aus meinem Tagebuch“ (München, Georg D. W. Callwey) vor. Seine Sache ist freilich nicht, wie bei Falke und Busse, die geschlossene Form. Er ist viel mehr Hymniker, kommt langsam aus sich heraus, gibt manchmal abgerissene, kleine Weisen, bringt aber in hohen Stunden doch voll bis zum lyrischen Erlebnis vor. Dabei bleibt denn manches unvollendet, aber dazwischen stehn Verse von hoher Schönheit, in denen man den Dichter des Ostergefangs aus der „Mathilde“ wiedererkennt, so etwa die schönen Rhythmen an Hugo Wolf. Nur fällt in Hauptmanns Lyrik erheblich mehr als in seiner Prosa, von der das Buch auch einige Stücke bringt, und in seinen Dramen auf, daß er verhältnismäßig wortarm ist. In der Prosa hilft er sich mit größtem Glück durch seine Nuancierung (ich denke vor allem an seine „Miniaturen“) — seine Lyrik leidet aber, aufs Ganze angesehen, unter diesem Mangel.

Einen alten Bekannten in neuem, schönem Gewande beschenkt uns der Inselverlag mit den „Briefen eines Unbekannten“. Der von Kennern seit langem bewunderte Schreiber war Alexander von Villers, ein deutscher Diplomat französischer Herkunft, der die längste Zeit in Wien gelebt hat. Graf Karl Landoronski und Wilhelm Weigand haben die Briefe wieder herausgegeben. Sie sind es durchaus wert, denn es steckt überaus viel Geist, sehr viel Anschauung in ihnen — nur freilich stört uns heute eine Häufung von Wortwigen, die in den sechziger und siebziger Jahren erträglicher erschien; überhaupt glaube ich, daß die Briefe nun nicht mehr so stark wirken werden, weil wir in den letzten Jahren, zumal durch die Briefe Bismarcks und Fontanes, Schätze erhalten haben, neben denen diese doch ein wenig verblichen. Was an ihnen am stärksten ergreift, ist (im Gegensatz zu Fontane) die große Naturliebe dieses diplomatischen Tagestolzen, der die ganze Kultur seiner Zeit besitzt und doch am liebsten in einem Blockhaus auf einer Alp oder am Bergrand in der Wiener Landschaft sein Heim aufschlägt.

Die bekannte Geschichte der deutschen Literatur von Friedrich Vogt und Max Koch (Leipzig, Bibliographisches Institut) liegt in einer dritten, neu bearbeiteten und vermehrten Auflage vor. Das Werk ist mit Recht berufen, in die deutsche

Familie einzudringen, und scheint das ja auch bereits erreicht zu haben, hoffentlich vor allem unter Verdrängung des schlechten Buchs von König. Die vortreffliche Ausstattung mit Bildern und Facsimiles ist des Verlags würdig und ein schönes Dokument unsres Buchgewerbes — nur die Bildnisse Goethes und Schillers müßten durch wesentlich bessere ersetzt werden. Bei der Anlage des Ganzen ist mehr Wert auf die ältere Literatur bis zur Romantik als auf die neuere gelegt, und der Hauptwert des Werks beruht in der That auf diesen älteren Theilen. Bei der Schilderung der Entwicklung seit der romantischen Schule wird viele stören, daß Max Koch die Bayreuther Festspiele zu Unrecht als epochemachend auch für die Literatur ansieht. Auch halte ich es nicht für glücklich, daß die Entwicklung des Dramas und des Romans voneinander getrennt erzählt wird, da auf diese Weise Fontane und die Münchner, ja noch Meyer zum Beispiel vor Sebber und Ludwig stehn. Daß einzelne neuere Dichter im Verhältnis zu älteren, minder wertvollen schlechter wegkommen (Fontane hat etwa ein Sechstel von dem Platz des Gryphius), liegt im Plan des Ganzen und braucht bei der Fülle von Literaturgeschichten des neunzehnten Jahrhunderts, die wir besitzen, kein Schade zu sein. Schwerer wiegt aber gerade bei der Knappheit der letzten Teile, daß zwar Julius Wolff und sogar Marie Madeleine nebst einer Reihe kleiner Geister nicht fehlen, während Rudolf Lindau, einer unsrer größten Erzähler, Fritz Stavenhagen, Max Eyth und mancher andre nicht einmal genannt sind, die gerade in ein Familienbuch unbedingt hineingehören. Über einzelne Urteile zu rechten, hat gegenüber einem solch ausgedehnten Werk wenig Wert, im ganzen wird man das nun schon eingebürgerte Buch, insbesondere für die ältere Zeit bis zur Romantik, aufs neue empfehlen dürfen.

Zum Schluß möchte ich die Aufmerksamkeit der „Grenzboten“-Leser noch auf eine schon etwas ältere Gabe lenken, die mir noch immer nicht ihrem vollen Werte nach gewürdigt erscheint, auf Ferdinand von Saars Sämtliche Werke, die mit einer Biographie von Anton Bettelheim Jakob Minor (bei Max Hesse in Leipzig) herausgegeben hat. Ich kann in diesem Rahmen nur immer noch einmal auf diese Bände hinweisen; ihr Erscheinen bietet Gelegenheit, vieles an Ferdinand von Saar gutzumachen, der ein feiner Lyriker, der größte österreichische seit Lenau, und einer der größten deutschen Novellisten in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gewesen ist. Seine „Novellen aus Österreich“ haben geradezu klassischen Reiz und sind in ihrem Stimmungsgehalt mit Recht oft mit denen Storms verglichen worden. Der bescheidene Ruhm, den Saar im Alter genoß, sollte sich jetzt nach seinem Tode zu einem vollen Klang durch ganz Deutschland hin verstärken.

Heinrich Spiero

